

Aus dem Innenleben eines Herausgebers vor vierzig Jahren¹

Vor fünf Jahren, beim InkriT-Fest anlässlich Friggas und meiner Verabschiedung in Berlin, habe ich erzählt, wie ich Anfang 1959 in einer Sitzung der Studentengruppe gegen Atomrüstung an der FU Berlin den Finger gehoben habe, als gefragt worden war, ob denn niemand da sei, um die eingeschlafene Flugblattreihe *argumente* wiederzubeleben.² Am 2. Mai nudelte ich ein erstes Flugblatt ab. Keine Schülerzeitung würde sich heute trauen, in so unbeholfener Aufmachung herauszukommen. Gegen Ende des Jahres, nach 14 Flugblättern, kam ein erstes Heft zur Folter in Frankreichs Algerienkrieg, Anfang 1960 das zweite, zum Antisemitismus in Deutschland, wenig später das dritte, zur *atomaren Situation*. Eine Zeitschrift war entstanden, an die sich immer neue Aktivitäten ankristallisierten. Meine Rolle dabei könnte mit der eines Katalysators verglichen werden, blieben Katalysatoren nicht unberührt von den durch sie ausgelösten Prozessen, während die von mir ausgelösten Arbeiten mich unaufhörlich selbst bearbeitet haben. Das Urproblem aller Politik, aus Vielem Eines zu machen und das auf eine Weise, dass die Balance zwischen Vielheit und Einheit gewahrt wird, indem die Anziehungskräfte die Fliehkräfte übertreffen, stellt sich auch bei einem solchen Kristallisierungsprozess. Doch das ist leichter gesagt als getan.

Als ich bei Ernst Bloch zum ersten Mal auf Jacob Böhmes, des mystischen Selbstdenkens, Gedanken stieß, Qualität müsse rechtens von Qual kommen, verstand ich das nur zu gut. Wie oft bewegte ich mich als Organisator des Argument-Projekts an jener Grenze, jenseits derer man alle Lust verliert, mit dem Gefühl der Sinnlosigkeit kämpft und aussteigen möchte. Bereits im Oktober 1959, da war *Das Argument* noch eine Flugblattreihe, schlägt sich im Notizbuch des Dreißigjährigen, der ich gewesen bin, diese Erfahrung nieder:

Nichts hat mich in den letzten Tagen mehr Kraft gekostet als die immerwährende Auseinandersetzung mit meinen eigenen 'Bundesgenossen'. Es sind schon sehr sonderbare Leute, unter die man da manchmal gerät. Ich wünsche mir nur die Fähigkeit - ich fürchte, sie geht mir ab -, die paar Leute mit Substanz und Profil, die sich darunter befinden mögen, zurückzuhalten und zusammenzubringen.

Ich sollte vielleicht dazu sagen, dass ich schon damals Menschen aus ganz unterschiedlichen Welten und Generationen zusammenbrachte. Da waren die

¹ Beitrag zum InkriT-Fest am 4. Juni 2006.

² Vgl. „Warum wir von Berlin weggezogen sind“ (2001).

profilierten Intellektuellen, in deren Welt mich Margherita von Brentano einführte. Der zentrale Berliner Anti-Atom-Ausschuss machte mich bald darauf zu seinem Sekretär, und aus diesem Kreis war es vor allem Helmut Gollwitzer, der bis zu seinem Tod der Zeitschrift nicht nur mit Gedanken sondern auch mit Geld geholfen hat. Ich lernte den Nobelpreisträger Linus Pauling kennen, der über die Folgen der Atombombentests sprach, und vor allem den unbeugsamen, auch für seine Freunde und Schüler schwer auszuhaltenen Theoretiker der *atomaren Situation*, Günther Anders. Das war die eine Welt.

Die andere kam über den Schweizerhof, das zehlendorfer Jugendheim, wo man mich politische Jugendbildung betreiben ließ. Repräsentierte jene erste Welt den Intellekt, so diese zweite das Leben selbst, Trieb und Umtriebigkeit. Hier strömte dem Projekt seine erste Gemeinde zu, hier rekrutierte ich die Mitglieder der „Jungen Liga“, als ich Vorstandsmitglied der Internationalen Liga für Menschenrechte geworden war.

SPD und DGB hatten die Kampagne gegen Atomrüstung organisiert und finanziert, weil sie die Wahlen damit zu gewinnen hofften. Sie verloren die Wahlen und ließen die Bewegung, wohl auch weil Kommunisten die ausdauerndsten Organisatoren waren, wie eine heiße Kartoffel fallen. Die linksbürgerlichen Intellektuellen, die mich zu ihrem Sekretär gemacht hatten, dachten nicht daran, sich dem zu beugen. Für die Politiker der rechten SPD war damit klar, dass ich kommunistischer Agent sein musste. Dabei war ich mir links von mir selbst vorgekommen, als ich kurz zuvor nicht nur dem SDS, sondern auch der SPD beigetreten war. Ich kriegte ein Auftrittsverbot an Berliner Schulen, wo ich am Tag der Menschenrechte über eben diese hatte sprechen sollen. Ich schrieb an den Vorsitzenden der westberliner SPD, Willy Brandt, und beantragte ein Parteiverfahren gegen mich: War ich Agent, gehörte ich nicht in die Partei; war ich es nicht, gehörte ich rehabilitiert.

Die folgende Erfahrung mit der SPD-Schiedskommission war politisch bildend. Davon zeugt eine Eintragung vom 15. Februar 1961:

Für acht Mark Argumente verkauft; es lebe McCarthy. Der Vorsitzende war nicht einmal um den Anschein von Neutralität bemüht. Seine Fragen umschlossen zumeist ein tendenziöses Bild der Vorgänge. Anders war es bei den (seltenen) Fragen der Beisitzer. Woher ich käme, welches meine früheren politischen Aktivitäten gewesen seien. Der Vorsitzende: Urban habe als Beamter und während seiner Dienstzeit gesprochen, nicht als Sozialdemokrat, als er

meine Veranstaltung verbot. Auch brauche er das Verbot nicht zu begründen. Ich werfe dazwischen: „Aber er hat es doch begründet!“ Der Vorsitzende: „In Ihrem Brief an Willy Brandt schreiben Sie, der Vortrag sei 'verboten' worden. Wurde er nicht eher abgesetzt oder abgesagt?“ Zu meiner Argument-Rezension von Robert Jungks Strahlen aus der Asche: „Sind Sie darin nicht zu einseitig gegen den Westen?“ Dann zensierte er Charnots Gedicht Resignation. Gleich 5 Leute haben daraufhin die Nr. 17 gekauft; der Vorsitzende hat sich eine geliehen.

Ein halbes Jahr später wurde ich rehabilitiert. Doch inzwischen hatte die DDR auf die massenhafte Abwanderung mit der Mauer geantwortet, und der Gegensatz zwischen kritisch-bürgerlichem Vernunftgebrauch und von den Medien geschürter antikommunistischer Massenstimmung spitzte sich zu. Unterm 12. Februar 1962 verzeichnet mein Tagebuch:

Vor wenigen Tagen ist der Studentenpfarrer der evangelischen Studentengemeinde der FU, Marquard, von seinem Posten auf unbestimmte Zeit beurlaubt worden, weil er sich in einem offenen Brief an Präses Scharf gegen die herrschende Praxis der Militärseelsorge bei der Bundeswehr ausgesprochen hatte.

Auch ich bekam die Verschärfung zu spüren:

Heute wurde ich aufs Jugendamt Zehlendorf zitiert und entlassen mit der Begründung, einer der Teilnehmer meines Arbeitskreises habe in der Schule Äußerungen fallen lassen, in denen „die Mauer“ gebilligt wurde. Kersten wies außerdem auf die Stelle im Argument, wo ich die Anerkennung der Oder-Neiße-Grenze und der DDR gefordert habe. Stadtrat Tscheschner (CDU) habe meine Entlassung verfügt, er, Kersten, wolle nichts damit zu tun haben. Ich fragte, ob der Stadtrat von selbst darauf gekommen sei. Aber nein, Kersten hatte ihm den „Fall“ vorgelegt. Und warum? Weil bei einem Empfang für General Clay sein FDP-Parteifreund Dr. Friese ihm die Geschichte von der skandalösen Äußerung - die Friese wiederum von einem anderen Lehrer gehört (!) hatte, erzählt und sich bereit erklärt habe, mit dem Stadtrat darüber zu sprechen. Da habe er, Kersten, es nicht umgehen können, diesem die Sache selber gleich vorzutragen.

Ich notiere dies so ausführlich, weil ich zu spüren meine, wie das Klima immer

*totalitärer wird. Kersten verteidigte meinen Hinauswurf mit dem Argument:
 „Wenn man einem geschlossenen System gegenübersteht, muss man sich ebenso geschlossen gegen es stellen.“ So vernichtet die Verteidigung der Freiheit diese selbst zuerst und beraubt sich damit zugleich der einzigen wirksamen Waffe gegen die Unfreiheit.*

Wie gesagt, das war 1962, ein halbes Jahr nach dem Mauerbau. Wer George Clooneys Film *Good Luck and Good Night* gesehen hat, könnte meinen, ich hätte daraus zitiert.

Ein Jahr später stellte Prof. Lieber mich als wissenschaftliche Hilfskraft ein.

30.IV.63

Zum erstenmal ein regelmäßiges Einkommen, das mit dem künftigen „Beruf“ zusammenhängt.

Lektüre dieser Tage: die alte, von Max Horkheimer herausgegebene Zeitschrift für Sozialforschung, eine vorbildliche Kollektivleistung, Anregungen für die Gestaltung des Argument. Doch uns fehlt deren Apparat.

Seit dem Sommer 1961 erschien die Zeitschrift im Buchdruck, nachdem ein junger sozialdemokratischer Verleger, Christoph Müller-Wirth, kurz CMW genannt, die ökonomische Leitung übernommen hatte. Inzwischen hatten wir ein Heft über Polen und die Oder-Neiße-Grenze und Beiträge über die faschistischen Regime in Spanien und Portugal, über den jugoslawischen Sozialismus herausgebracht. Zwei Hefte zu Sexualität und Herrschaft hatten Aufsehen erregt. Und da ich nun, sei es auch auf unterster Stufe, einen Fuß im Universitätsbetrieb hatte, wurde man auf mich aufmerksam. Der Versucher nahte sich.

19-V-63

Prof. Taubes trug mir eine Assistentenstelle bei dem (für ihn) neugegründeten Lehrstuhl für Hermeneutik an. Ich habe geradezu Angst, dass er mich Lieber 'abkauft'.

Margherita von Brentano kritisierte den „Negativismus“ des Argument. Selbst das miserable Radio und Fernsehprogramm erfülle noch fortschrittliche Funktionen, indem es etwa die Landbevölkerung vom Lokalidiotismus löse und in die städtische Zivilisation integriere.

Weiter mit Siebenmeilenstiefeln durch die nächsten Jahre: Die Thematik weitete sich aus. Massenmedien und Manipulation – mit meinem ersten richtigen Aufsatz *Zur Ästhetik von Manipulation*, wo nebenbei der Begriff der Warenästhetik seinen ersten Auftritt hat; zwei Hefte über Probleme der Ästhetik mit einem verschollenen Text Walter Benjamins und meinem Aufsatz *Warenästhetik und Angst*, womit ich vollends aus dem Schatten des Organisators ins Licht der Autoren getreten war – zur nicht geringen Beunruhigung meiner Umgebung. Auf Hefte über Schule und Erziehung folgten bis Mai 1965 drei Hefte über Faschismus-Theorien, wiederum eröffnet von einem Essay Walter Benjamins, den Adorno herausgerückt hatte unter der Bedingung, dass der letzte Satz gestrichen wurde (in der dritten Auflage fügten wir ihn dann wieder ein).³ Das erste der drei Hefte zehrte von einem Antisemitismus-Seminar Brentanos und Furths, die Beiträge der folgenden beiden Hefte stammten aus dem faschismustheoretischen Arbeitskreis des Argument-Klubs, der ersten von mir organisierten studentischen Forschungsgruppe. Als wir auch diese Bühne betreten hatten, rückte die Marburger Abendroth-Schule ins *Argument* ein mit der Frage nach Unterentwicklung und nationaler Befreiung, kurz, der Frage der Dritten Welt.

Nach sieben Jahren waren wir an damit der Schwelle zu einer Neugründung angelangt: Im Heftformat der alten *Zeitschrift für Sozialforschung*, ihrem chamoisfarbenen Karton, ihrem Layout und vor allem der thematischen Gliederung des Besprechungsteils, wie er im Wesentlichen bis heute beibehalten ist. Was wir das „Fußballfeld“ nannten, der Kreis der 17 Mitherausgeber, spiegelte das Konzept: Wir waren die Zeitschrift der kritischen wissenschaftlichen Intelligenz der jüngeren Generation geworden, mit strategischer Allianz unserer FU-Gruppe mit der Marburger Schule um Wolfgang Abendroth und dem Mittelbau des Frankfurter Instituts für Sozialforschung. Damit begann der 8. Jahrgang 1966. Ich gehörte nun selbst zum akademischen Mittelbau. Die Voraussetzung dafür hatte ich im Sommersemester 1965 erworben. Gehen wir also noch einmal dorthin zurück.

3 Benjamin begriff den Krieg als „die eine, fürchterliche, letzte Chance, die Unfähigkeit der Völker zu korrigieren, ihre Verhältnisse untereinander demjenigen entsprechend zu ordnen, das sie durch ihre Technik zur Natur besitzen.“ Über die im Vergleich zu den Faschisten und ihren Wegbereitern „nüchterneren Kindern“ der Natur heißt es bei Benjamin: „Von dieser ihrer Nüchternheit werden sie den Beweis im Augenblick geben, da sie sich weigern werden, den nächsten Krieg als einen magischen Einschnitt anzuerkennen, vielmehr in ihm das Bild des Alltags entdecken und mit eben dieser Entdeckung seine Verwandlung in den Bürgerkrieg vollziehen werden in Ausführung des marxistischen Tricks, der allein diesem finsternen Runenzauber gewachsen ist.“ (Vgl. GS III, 250) Diesen Satz also, dessen Erwartung von den Deutschen im Zweiten Weltkrieg enttäuscht worden war, mussten wir Adornos, Vorsicht' zunächst opfern. Er enthielt nach unserem Gespür mehr Wahrheit als der faule Frieden, der im deutschen Postfaschismus mit seinem Beschweigen des Gewesenen herrschte und auf den Adornos Satz, „das Ganze ist das Unwahre“, zu passen schien.

1. April 1964

*Es ist kein Scherz: Heute Abend schrieb ich die erste Seite meiner Dissertation.
Als wüsste ich, es wird eine wirkliche Dissertation daraus.*

6.VI.65, Pfingstsonntag

Gestern rief Prof. Weischedel an. Er äußerte sich recht lobend über meine Dissertation, sprach von „Gründlichkeit“ und „Sprachgewalt“ und nannte die Arbeit „beachtlich“. Wie ein Stereoyp hörte ich den schon öfter vernommenen Satz aus seinem Munde wieder: er habe es mir nicht zugetraut...

16-VII-65

Den Vorabend des Examens verbrachte ich im Kino: James Bond 007 jagte Doktor No. Nach einigen Schnäpsen eine ganz ruhige Nacht. Tags darauf erjagte ich den Doktor. Die Prüfung - nach vorangegangenem leichten Angstdruck - ein nicht unangenehmes, schnell durchlebtes Gespräch. Surrealismus des Augenblicks, als Prof. Pabst mich „Herr Doktor H.“ nannte. Noch nicht eigentlich realisiert!

Abends - und das war die viel schwierigere Prüfung - Gäste aus zwei Welten: Magnifizenz Lieber mit Frau, Peter Furth, später Margherita und Jacob Taubes, dazu einige Freunde vom Argument. Ich saß auf Kohlen, ein ebenso gespannter wie unglücklicher Experimentator, als Frau Lieber der Henrietta mitteilt, sie könne sich keine zweite Putzfrau leisten. Henriettes Mutter ist Putzfrau, sie selbst arbeitet derzeit bei Aschinger als Kellnerin. Keine der beiden Welten war stark und offen genug, die andere auszuhalten. Mir wird unwohl bei dem Gedanken, mich bei der Trennung der beiden Welten entscheiden zu müssen.

August 1965

In Karlsruhe übernachtete ich bei CMW. Kurios, was das Argument für einen Verleger hat. Er schwärzte mir vor von Amerikas Demokratie, weil er in Humphreys Büro (in dessen Abwesenheit) hat sitzen dürfen.

In Esslingen Gespräche mit RR. Von allen Jüngeren, „Schülern“, aus meiner Umgebung hat er die erstaunlichste Entwicklung durchgemacht. Wir besprachen unsere Konzeption des Argument. Ich neige, im Gegenschlag zur ruckartigen

Erweiterung im vergangenen Jahr, wieder mehr der „kleinen“ Lösung zu. Dazu gehört das Ja zu den eigenen Grenzen und Interessen. Aus ihnen ein „Werk“ aufzubauen ist zwar riskanter aber vielleicht doch sinnvoller. Ein Aspekt des Risikos besteht im Bedürfnis der Linken, Abweichler zu identifizieren. Das könnte der Anfang vom Ende sein. Aber warum eigentlich nicht untergehen - in einem Werk und um seinetwillen?

Der Untergang ereignete sich im Traum.

27. VII. 65

Traum vor einigen Tagen: meine Diss. abgelehnt, es war grässlich. Doch von Untergang konnte nicht die Rede sein. Eher vom Aufstieg.

5.9.65

In Frankfurt traf ich Karl Markus Michel, Lektor beim Suhrkamp-Verlag und Redakteur des Kursbuchs. Er bot mir an, meine Dissertation zu veröffentlichen und unter Umständen das Argument in seinen Verlag zu übernehmen. Die Monopolisierung im Verlagswesen schafft sich, im Verein mit der Hochkonjunktur, auch ihre Ästheten. - Die Tür zum Betrieb öffnete sich auch für mich - wenigstens für einen Augenblick.

Dann lernte ich, dass über die Eingänge zum Betrieb ganz andere Torhüter wachen.

20. Sept. 65

Heute Anruf von der Morgenpost, einem Dr. Müller: ein „Informant“, der nicht genannt werden könne, habe sie davon in Kenntnis gesetzt, dass Prof. Lieber, kommender Rektor, mich, einen Unterzeichner der Vietnam-Protesterklärung, zu seinem Assistenten ernannt habe. Der ASTA weigere sich nun zurückzutreten, da sich die Universitätspolitik „also“ ändern werde.

Ich wollte am Telefon keine Auskunft geben. Wir trafen uns in einem Café an der Yorckstraße, erkannten uns auch wieder als frühere Studienkollegen. Das 'Interview' dauerte fast zwei Stunden. Ich versuchte, es in ein Teach-in zu verwandeln. Erklärte immer Sachzusammenhänge, wenn er mir Kurz- und Alternativformeln anbot. Sein Widerwille verriet, dass die Sachargumente ihm einzuleuchten drohten. Er war nur auf zwei Momente aus: auf die

*„Unmöglichkeit zu unterschreiben“ und darauf, dass Lieber jetzt einen
führenden Vertreter des Argument zu seinem Assistenten ernenne.*

Zur Gefährdung meiner akademischen Karriere kam die Spannung zwischen den beiden *Argument-Welten*. Noch keine dreißig, gehörte ich für die Jungen zu den Alten und für die Alten zu den Jungen.

26.XII.65

Weit ausgedehnte Träume. Eine der Szenenfolgen betraf das Argument. In Esslingen, in oder bei den Räumen der „ehemaligen“ Bäckerei Huttenlocher. Auf der Straße Altpapier. Durchschriften meiner Korrespondenz stachen mir ins Auge. Ich dachte: Die Kerle haben so unachtsam das Altpapier weggebracht. Dann ein Schrank mit alten Kleidern, die jeder, der wollte, mitnehmen konnte. Es waren meine alten Kleider. Ich fand es gut, sie auf diese Weise weiterverwertet zu sehen. Fühlte mich geschmeichelt, als Passanten die Sachen durchsahen. Entdeckte dann mit Schrecken, dass einer gerade einen Aktenordner durchblätterte. Sah sukzessive immer mehr wichtiges Redaktionsmaterial unter dem Gerümpel. Schließlich wurde offenbar, dass die gesamten Redaktionsunterlagen ohne mein Wissen auf die Straße geworfen worden waren.

Das könnte die Traumverarbeitung einer der Krisen gewesen sein, die das *Argument* heimgesucht haben. Irgendwann stellte sich heraus, das Günter M. - nicht zu verwechseln mit Günter Mayer! — unser Kellerlager untervermietet hatte an jemanden, der dort Teile seines Motorrads in roter Farbe einspritzte, was auf die *Argument*-Umschläge abfärzte. Das war das Symptom der Desintegration jener einander fremden Welten, die ich im *Argument* zusammenhielt. Der boshaft Peter Furth hat die damalige Krise allerdings darauf zurückgeführt, dass in die homoerotisch getönte Brüderhorde die überragende Gestalt Friggas eingetreten sei und den Häuptling geheiratet habe. Jahrzehnte später trafen Frigga und ich übrigens Günter M. wieder, im Flugzeug nach La Palma, wo er ein Haus an der Küste sein eigen nennt. Er war Unternehmer geworden, dessen Firma im alternden Sozialwohnungsbestand von Westberlin die Fenster erneuerte.

Kurz nach Neujahr 1966 lernte ich einen anderen angehenden Unternehmer kennen.

3.I.1966, Berlin-Tempelhof

Gestern Abend machte Hans Magnus Enzensberger uns seine Aufwartung. Er zeigte sich überraschend geschmeidig. Seine Augen strahlten aus einem, würde man sie wegdenken, klein und faltig zurückbleibenden Gesicht. Ein, wenn er will, liebenswürdiger Vogel. Sein weiches Bayrisch umschmiegte alles, was ihm von mir, dem Langsameren, entgegenkam. Deutlich trat in seiner Art von Freundlichkeit die Gewohnheit hervor, selber den Ton anzugeben. Er kam, den Herausgeber des Argument kennenzulernen. Kaufte für 25 Mark Hefte, um sie, wie er sagte, „zu bestehlen“. Lobte und verwies auf die „Pflicht, Erfolg zu haben“ - mit Recht und Kompetenz. Er hatte mich vermutungsweise zu den „Dogmatikern“ gerechnet und war - bzw. zeigte sich - über meinen Beifall überrascht. - Meine Notizen klingen vielleicht zweideutig. Ungeachtet dessen halte ich fest, dass ich die Unterhaltung mit Enzensberger genossen habe, isoliert und ohne „Ansprache“, wie ich in meiner Umgebung bin.

Was soll sein! Er ist gekommen auf der Suche nach Ideen und Autoren. Ich habe mich gut unterhalten. Vielleicht macht er's wie S., der, wie Enzensberger mir steckte, die zu einem guten Teil von mir initiierte und formulierte Erklärung zum Vietnamkrieg für sein persönliches Machwerk ausgab. Besser als gar nicht zu wirken ist es, wenigstens als Bestohlener Geschichte zu machen.

Dass Krisen sich nicht an den Siebenjahresrhythmus halten, erfuhr ich wenig später. Inzwischen war Rudi Dutschke zu einem der Argument-Arbeitskreise gestoßen. Der war vom Argument nicht zu assimilieren, der assimilierte sich zumindest Teile des Argument-Klubs.

8-II-66

„Freibier vorm Amerikahaus“. Mit dieser Parole wurde Flüsterpropaganda betrieben auf der (überraschend von der Polizei genehmigten) Kundgebung gegen den Vietnamkrieg. Wer sich begeistert ließ, zog im Anschluss vors Amerikahaus. Faule Eier wurden geworfen, das Sternenbanner wurde heruntergeholt und wäre vielleicht zerrissen worden, wäre nicht Wolfgang Hohmann hinzugesprungen, um das Symboltuch wieder hochzuziehen und auf Halbmast zu befestigen. In der Nacht zum Vortag hatten Mitglieder des SDS und des Argument-Klubs illegal Plakate geklebt, auf denen in großen Lettern von „Mord“ und „Revolution“ die Rede war und das „demokratische System“ schuldig gesprochen wurde. Unterzeichnet war das aus München importierte

Plakat von einer „internationalen Befreiungsfront“.

Das bedeutet, dass wir eine Geheimorganisation in unserer Gruppe haben. Die „Subversiven“ zeigen sich entschlossen, die Organisation zu unterlaufen und notfalls zu sprengen. Es wird nötig, Studien über die anarchistische und blanquistische Seelenverfassung zu treiben. Einen Aspekt zeigt jenes Flüsterwort vom Freibier. Der sonst oft frustrierend abstrakte und vermittelte Widerstand ist endlich sinnlich fassbar wie ein Diesda: als Rausch mit Randale gegen die Polizei.

Dazu die totale Theorie. Ein mit Marcuse legitimierter Scheinbesitz. Für totalen Abbau der Herrschaft. Demokratie geht noch immer mit Herrschaft einher. Also weg mit Demokratie. Die Welt schließt diesem Blick sich total zusammen zur Steinwand um Einzelne. Bleibt nur das Attentat, um Lücken in die Wand zu sprengen.

Anschlag der doppeldeutig redende Name der Zeitschrift, die der Anführer herausgab. Plakat und Bombe die assoziierten Schockmittel. Marxismus als Mystik. Der alles vereinenden und verneinenden Interpretation folgt die abstrakt-absolute Destruktion.

Unterm Datum des 17. Mai 1966 heißt es dann:

Viel Arbeit durch den Kampf gegen unsere „Subversiven“. Es geht ihnen zu langsam. Auch fühlen sie sich nicht ernst und wichtig genug genommen. Sie verstehen nicht, warum andere an bestimmten Stellen halt machen.

Dann folgen Entwurfsfetzen für einen „Aufruf an die Leser des ARGUMENT“. Der erste Satz ist durchgestrichen:

~~achtet darauf, was sich hier herausbildet: ein neuer Konsensus, der Raum für Differenzen bietet~~

Ein Standardthema, das 1985 im Pluralen Marxismus wieder auftauchen und wiederum zehn Jahre später von den Zapatistas in die schöne Formel von der Welt, *in die viele Welten passen* gegossen werden wird.

Dann heißt es, immer noch am 17. Mai 1966:

Wer das ARGU aufmerksam liest, sollte auch fürs ARGU schreiben. Wer nämlich gemerkt hat, dass sein Interesse an einzelnen Beiträgen irgendwann plötzlich überstrahlt war von einem weiteren Interesse: an der gesamten theoretischen Arbeit, die sich aus allen Beiträgen aufbaut und wichtiger ist als alles einzelne.

Hinweis: das ARGU ist eine Zeitschrift im Aufbau, in permanenter Veränderung. Wichtig in einer Zeit, in der Kritik und sozialistische Agitation ohne fest gefügte und theoretisch profilierte organisierte Klassenbasis auskommen muss.

Inzwischen hatte, als *Tagespiegel* und *Morgenpost* meine Ernennung zum Wissenschaftlichen Assistenten angegriffen, Prof. Lieber mich aufgefordert, ihm meinen Rücktritt von dieser Stelle anzubieten, was er dann öffentlich ablehnen würde. Ich hatte abgelehnt, weil ich anders zugegeben hätte, dass die Argument-Herausgabe mit der Assistentenstelle unvereinbar sei. Dass ich mich dem Unterwerfungsgestus verweigert habe, dürfte einer der vielen molekularen Widerstandsakte gewesen sein, deren Summe sich schließlich zu einem Lebenslauf verselbständigt, dem ich, wie es im Nachhinein aussieht, nur noch folgen musste.

Nun hatte das Leben ums *Argument* herum mich schon mit vielen Wassern gewaschen. Doch die Waschung - oder soll ich sagen: Ölung? — mit dem unaussprechlichsten dieser Wässer stand noch aus, obwohl ich davon schon einiges mitbekommen hatte.

Freitag, 1. Juli 66

Mit Leo Loewenthal zusammengetroffen. Er ist 65. In meinem Alter ist er zum Redakteur der Zeitschrift für Sozialforschung berufen worden, deren redaktionelle Arbeit er faktisch allein (mit einer Sekretärin) bis 1939 besorgte. Vor allem für den Rezensionsteil war er zuständig. Benützte ihn, um Emigranten zu einem Verdienst kommen zu lassen, denn das Institut besaß Kapital, war ja eine private Stiftung. L.L. verleugnet nichts, bringt jetzt seine alten Aufsätze neu heraus, z.T. auch in den USA. Über Erich Fromm urteilt er grob. Dessen neue Bücher seien „einfach Scheiße“. Das Frankfurter Institut betreibe „stalinistische Geschichtsschreibung“, indem seine, L.L.s Rolle, seit seinem Krach mit Horkheimer völlig unterschlagen werde. An Herbert Marcuse setzt er aus, dieser habe es sich „zu einfach“ gemacht in seinem One-Dimensional Man. Ich solle aber von dieser Kritik nichts verlauten lassen, da er den Marcuse sehr schätzt.

Auch Paul Baran habe diese Meinung geäußert, vor allem in Bezug auf Marcuses Auseinandersetzung mit dem Positivismus, die auf einer längst überholten Ebene geführt werde. Hier blendete er die Szene vom Tode Barans ein, den in L.s Haus beim Abendessen der Schlag getroffen hat. — L. ist besonders begeistert von Enzensberger und von Habermas.

Für die Redaktionstätigkeit sei das exakt geführte Karteiensystem, der Zettelkasten, ausschlaggebend. Den habe er ganz allein geführt. Wöchentlich habe er die Bibliographien ausgewertet, dazu die Zeitschriften.

L. besitzt noch zwei komplette gebundene Jahrgänge der Zeitschrift. Habermas habe sie ihm abkaufen wollen. Er, L., habe im Scherz 10.000 Mark gefordert. Er wollte wissen, für wie hoch ich den Wert im Ernst halte.

3. Mi 66

Nachtrag zum Gespräch mit Loewenthal: Befragt nach seiner Redaktion des Rezensionsteils der Zeitschrift für Sozialforschung, erwies sich, das er etwas produziert hat, ohne ein Bewusstsein davon zu besitzen. Bedeutend erscheinen ihm rückblickend nur einzelne Rezensionen namhafter Autoren, nicht das ebenso kompakte wie reichhaltige Mosaik. Ein wichtiger Beweggrund für den Umfang der Rezensionstätigkeit scheint die Absicht gewesen zu sein, anderen Emigranten „ein paar Dollar zukommen zu lassen“. Loewenthal war bass erstaunt, als ich ihm erzählte, wie unvergleichlich beeindruckend der Rezensionsteil der ZfSF in seiner Gesamtheit auf uns gewirkt hat und dass wir von den Nachwuchsautoren verlangen, ihn von Anfang bis Ende zu lesen.

4. Juli 1966

Gestern Abend waren Leo Loewenthal und Karl Markus Michel bei uns zu Gast. Akademische Médisancen: L. erzählte, wie er Horkheimers Dämmerung druckfertig gemacht habe, M., dass Horkheimer die Frage, ob er der Autor sei, verneint und hinzugesetzt habe, er wolle nur zu gern herausfinden, wer das Buch verfasst habe. Dann ging es über Adornos verleugnete, aber hinter vorgehaltener Hand dem Michel mitgeteilte Koautorschaft an Eislers in der DDR herausgekommenen Buch Komposition für den Film.

Loewenthal legt mir nahe, den Redaktionsprozess ohne Demokratie und

Diskussion zu funktionalisieren. Immer wieder sagt er den Satz: „Democracy doesn't work.“ Was man beherrschen müsse, sei die Technik der Lohhudelei, um Autoren zu bekommen. Durchgehende „Administralisierung“ des Betriebs, alle überflüssigen Diskussionen vermeiden, da sonst Cliquenbildungen, Zerstreiterei etc. unvermeidlich. Am Ende stünde der Redakteur, der es mit Demokratie versucht, schließlich aber doch entscheiden muss, bloß als autoritärer Diktator da. You must streamline den ganzen Betrieb.

Die Auflage der ZfSF hat laut Loewenthal übrigens 2000 betragen, wovon 800 an Abonnenten gingen; viele Hefte habe man „so weggegeben“.

Die Träume, die ich, von Freud sensibilisiert, aufzuzeichnen pflegte, spiegeln den Kontinentaldrift der Generationen, in den mich, mehr noch als die erreichten Dreißig, der Aufstieg auf die zweite Sprosse der akademischen Stufenleiter gezogen hatte.

13-VIII-66

Heute Nacht hatte ich einen Traum, der meine Situation im Argument beleuchtet. In irgendeiner Provinzstadt fand eine Tagung statt. Genau erinnere ich mich nur an die Abreise: ein Bahnhof, Pässe sind zu zeigen, wer nicht zum Kriegsdienst verpflichtet ist, kann auf den oberen Bahnsteig gelangen. Dort fährt gerade ein Zug ein. Zusammen mit vielen Jüngeren steige ich ein. Drinnen eine nie zuvor gesehene Einrichtung: Liegebänke an Tischen, auf denen kleine Lampen ein intimes Licht verbreiten. Ich suche nach freien Plätzen. Der Zug setzt sich in Bewegung. Während die „Jüngeren“ vom Argument ihre Plätze eingenommen haben, fällt mir ein, dass mein Gepäck auf dem Bahnsteig zurückgeblieben ist. Beim nächsten Halt muss ich aussteigen, habe aber plötzlich doch Gepäck in den Händen. Den ersten Zug zurück versäume ich ganz knapp. Ein Bahnbeamter will mich freundlich einladen, die Wartezeit in seinem Bahnhäuschen zu verbringen. Misstrauen. Dann erfahre ich, bald fährt wieder ein Zug. Ich richte mich darauf ein, am Tagungsort die noch nicht abgereisten „Älteren“ wiederzutreffen. Besonders erinnere ich mich an die Schmiederers aus Marburg. Trotz der versäumten Züge kein Alptraum, sondern ganz ausgeglichen.

Einige Nächte zuvor ein vergleichbarer Traum: Wieder fuhren die „Jüngeren“ in einem Gefährt - ich glaube, es war ein Lastwagen - davon, und ich hatte den Anschluss verpasst. Ich rannte dem Wagen nach durch die Metzgerbachstraße in

Esslingen, überholte ihn bei weitem, kam freilich dabei ganz außer Atem, ging dann verschnaufend weiter, irgendetwas einzukaufen.

Beide Träume beleuchten meinen schwindenden Standpunkt in der gegenwärtigen Krise.

Mischte sich hier der Schmerz eines Abschieds in die Einsicht, weiterzukommen, wenn ich jenen Zug verpasste? In der Esslinger Metzgerbachstraße war das Optikgeschäft meines Vaters, das ich übernehmen sollte und dem ich mich durch die Flucht entzogen hatte. Jedenfalls zeigt die Eintragung etwas von der ironischen Ambivalenz eines Zeitschriftengründers, dem ich noch anzumerken meine, dass er, aus der Provinz kommend, ohne intellektuelle Beglaubigung in die Welt der Intellektuellen eingetreten ist.

Übrigens hat diese Provinz, einstmals römisch, es in sich. Schon vor einem Dreivierteljahrtausend hat diese Stadt einen Kritiker des Kaisers, eben des Kaisers von damals, Rudolf von Habsburg, hervorgebracht, einen Schriftsteller, der, wie sein politischer Dichterkollege und Papstkritiker Walther von der Vogelweide unter dem verhüllenden Namen des „Minnesängers“ in die Geschichte eingegangen ist. Ich rede vom Schulmeister von Esslingen, dem Zeitgenossen Meister Eckharts an der Schwelle vom 13. zum 14. Jahrhundert. Gewiss hat er nicht nur den Kaiser, sondern auch seine in den Stadtfarben rot und grün gekleideten bürgerlichen Schüler getrezt, die auf der Buchmalerei der Manessehandschrift so winzig unter diesem Lehrmeister sitzen. Ob auch er etwas von der Ambivalenz erfahren hat, aus der Deckung zu gehen, einen Gedanken zu wagen und zur Tat werden zu lassen, auch wenn man dabei als Organisator zum Außenseiter im Organisierten werden kann?

Ab 1972 musste ich mich sieben lange Jahre von prekären Jobs nähren. Ich bin am Ende gewiss nicht wegen, sondern trotz der Herausgabe der Zeitschrift und trotz der *Kapital-*Kurse Professor geworden. Aber: „Was war das für ein Lehrer, dessen Schülerschaft sich unter großen Verletzungen, aus welchen Gründen auch immer, alle paar Jahre spaltete oder abspaltete, und der, selber in permanenter Überbeanspruchung existierend, Menschen immer wieder in ebensolchen Stress hineinzog.“ So fragte ich beim Abschied vom berliner Lehramt vor fünf Jahren. Damals glaubte ich, es sei nun genug gegründet worden und unser Rückzug aufs Altenteil sei vorbereitet. Das hat sich als Illusion herausgestellt. Die um den Lehrstuhl herum mit der Zeit gewachsenen Strukturen haben den Weggang nicht lange überlebt. Wenn ich bei den wenigen Besuchen die Gruppe der

Dabeigebliebenen traf, fühlte ich mich manchmal so, wie es Brecht in der Geschichte *Metis Schüler erkennen ihren Lehrer nicht mehr* ausgedrückt hat:

„Sie waren dort, aber sie sprachen von Dingen, die ihm gleichgültig waren, mit ihm fremden Wörtern. Nach wenigen Minuten, ehe er ihnen noch den Grund seines Kommens hatte erklären können, schrie er zornig, er könne keinen von ihnen gebrauchen.“ (GW XII, 480)

In Wirklichkeit ist niemand von uns unbrauchbar. Mein Lieblingssatz von Lenin ist der Stoßseufzer: „Es fehlt an Menschen, und Menschen sind in Massen da.“ Was als Unbrauchbarkeit der Einzelnen erscheint, auch was diesen wiederum als blockierend und lähmend an meiner Art der Dominanz in Kooperationsstrukturen aufstoßen mag, ist eine Frage, die wir im Ensemble unserer Verhältnisse zu bearbeiten haben, in denen wir alle in dem Maße unverzichtbar sind, wie es uns gelingt, sie mit glücklicher Hand gestalten. Kant hat vorgeschlagen, eine Verfassung so zu bauen, dass auch ein Volk von Teufeln darin zivilisiert leben würde. Wir sind keine Teufel. Eher sind wir wie Kinder. Gramsci würde sagen, man darf das fühlende und das denkende Element nicht auseinanderdriften lassen. Brecht ergänzt:

„Der heutige Mensch [...] reagiert als gesellschaftliches Wesen meist gefühlsmäßig, aber diese gefühlsmäßige Reaktion ist verschwommen, unscharf, uneffektiv. Die Quellen seiner Gefühle sind ebenso verschlammt und verunreinigt als die Quellen seiner Erkenntnisse. [...] Seine Vorstellungen vom Zusammenleben der Menschen sind schief, ungenau und widersprechend, sein Bild ist, was man unpraktikabel nennen könnte“ (GW 15, 295).

Wie ein praktikables Bild unseres möglichen Zusammenwirkens aussehen könnte, das ist eine der Fragen, mit denen mich die Erinnerung an vor vierzig Jahren, doch auch an die quälenden Konflikte um die Qualität der Zeitschrift, die dem, was wir „Argument-Neugründung“ nennen, vorausgegangen sind, in den Alltag des Zeitschriftenmachens entlässt.